

Literarische Mehrsprachigkeit in Katja Petrowskajas *Vielleicht Esther* als Instrument transgenerationaler Erinnerung

Linda Bettina Ehnis

1. EINLEITUNG	1
2. THEORETISCHER RAHMEN: MEHRSPRACHIGKEIT ALS MOTOR DER ERINNERUNG.....	2
3. DIE SCHREIBSPRACHE DEUTSCH ALS AMBIVALENTES ERINNERUNGSTRUMENT	5
4. DIE HERKUNFTSSPRACHEN ALS ARCHIVE DER ERINNERUNG	7
4.1 Russisch	8
4.2 Polnisch	9
4.3 Englisch	12
5. MEHRSPRACHIGKEIT UND LITERATURBETRIEB	13
6. FAZIT	16

1. Einleitung

„Mein Deutsch, Wahrheit und Täuschung, die Sprache des Feindes, war ein Ausweg, ein zweites Leben, eine Liebe, die nicht vergeht, weil man sie nie erreicht, Gabe und Gift, als hätte ich ein Vöglein freigelassen.“ (Petrowskaja 2014, 80)

So beschreibt die Erzählerin in Katja Petrowskajas *Vielleicht Esther* das Gefühl, ihre Entdeckungsreise nach ihren Wurzeln auf Deutsch niederzuschreiben. Die Suche der Protagonistin nach Identität und Erinnerung über nationale Grenzen hinweg bildet den Ausgangspunkt der Geschichte. Die Erzählerin gelangt bei ihrer Recherche an verschiedene tatsächliche und erinnerte Orte und wird mit der Vergangenheit des Holocaust konfrontiert, der ihre jüdische Familiengeschichte maßgeblich geprägt hat. Auf ihrer Reise reflektiert sie die Traumata innerhalb der osteuropäischen Identität des letzten Jahrhunderts und den deutschen Anteil daran (vgl. Petrowskaja 2014).

Petrowskajas Entscheidung, diese Geschichte auf Deutsch und nicht auf ihrer Muttersprache Russisch zu schreiben (vgl. Mende 202, 163), ist von zentraler Bedeutung für das Werk. Es gibt allerdings fremdsprachige Einschübe wie etwa aus dem Polnischen, Russischen und Englischen, die ebenfalls den transgenerationalen Erinnerungsprozess mitkonstituieren.

Dadurch bricht Petrowskaja die festgefahrenen Identitätszuschreibungen durch die „Opfer- und Täter-Dichotomie“ (Byrnes 2020, 325) auf und macht den Raum zwischen der Gegenwart der Erzählerin und der traumatischen Vergangenheit ihrer Familie erfahrbar. Das Werk folgt einer literarischen Praxis der „Desintegration“ (Battegay 2018, 51), die mit den Erwartungen einer ‚deutschen‘ Perspektive bricht und gleichzeitig als Akt der (jüdischen) Selbstermächtigung dient (vgl. Battegay 2018, 51).

Diese Arbeit erforscht, wie die literarische Mehrsprachigkeit in *Vielleicht Esther* den Prozess der transgenerationalen Erinnerung formt.

Die Untersuchung orientiert sich an Till Dembecks Ansatz der „Mehrsprachigkeitsphilologie“ (Dembeck 2020, 47). Sie betrachtet nicht die statistische Häufigkeit verschiedener Sprachen, sondern sieht jedes „sprachliche Rauschen [als] potentiell signifikant“ (Dembeck 2020, 57) für die Rezeption eines Textes. Ergänzend erfolgt die Analyse konkreter Textbelege, um die verschiedenen Funktionsweisen der Mehrsprachigkeit im Werk in Hinblick auf den Erinnerungsprozess zu beleuchten.

Die Arbeit bewegt sich vom allgemeinen Blick auf den theoretischen Rahmen über die Spezifizierung durch die detaillierte Textanalyse hin zur Ebene des globalen Literaturbetriebs, um Mehrsprachigkeit als ein Erkenntnisinstrument herauszuarbeiten, das den transgenerationalen Erinnerungsprozess konstituiert.

Im folgenden Kapitel wird das theoretische Fundament gelegt, indem die Konzepte des Postmonolingualismus, der sprachlichen Migration, manifester und latenter Mehrsprachigkeit und der Desintegration erläutert und mit *Vielleicht Esther* in Bezug gesetzt werden. Daraufhin wird die Schreibsprache Deutsch im Werk als ambivalentes Erinnerungsinstrument untersucht. Sie bringt einerseits Distanz zum traumatischen Stoff und ermöglicht andererseits eine Auseinandersetzung mit Deutsch als Tätersprache. Kapitel Vier untersucht die Herkunftssprachen Russisch, Polnisch und Englisch als Archivräume der Erinnerung, in denen verschiedene Aspekte der Wahrheit und des Schweigens gespeichert sind. Abschließend reflektiert das letzte Kapitel die Herausforderung der Mehrsprachigkeit für den Literaturbetrieb, wobei am Beispiel der polnischen Übersetzung *Może Estera* die Problematik der Übersetzbarkeit mehrsprachiger Texte diskutiert wird.

Die Mehrsprachigkeit in *Vielleicht Esther* fungiert als notwendiges Medium, um die durch den Holocaust entstandenen Lücken im Gedächtnis nicht fiktional zu schließen, sondern als Teil der Geschichte erfahrbar zu machen. Außerdem dient die Mehrsprachigkeit als aktives Gestaltungselement der Erinnerung und formt den Erinnerungsprozess als Erkenntnisinstrument, Archivraum, Widerstandspraxis und Mittel der transnationalen Vernetzung.

2. Theoretischer Rahmen: Mehrsprachigkeit als Motor der Erinnerung

Die Mehrsprachigkeit in *Vielleicht Esther* fungiert als zentrales Medium der Erinnerung und Mittel des Widerstands. Die sprachliche Gestaltung konstituiert den Prozess der transgenerationalen Erinnerung. Sprache fungiert dabei als eigentlicher Motor der Erinnerung und stellt sie als offenen, fragmentarischen und multidirektionalen Prozess dar.

Eine zentrale Grundlage hierfür bildet der „postmonolinguale Zustand“ (Yildiz 2012, 4)¹ nach Yasemin Yildiz, der mit der Ideologie einer homogenen Muttersprache bricht. Es handelt sich um ein Spannungsfeld, in dem das Paradigma der Einsprachigkeit zwar weiterhin starken Einfluss ausübt, aber zunehmend durch transformative Praktiken der Mehrsprachigkeit

¹ alle Übersetzungen wurden von der Autorin vorgenommen

herausgefordert wird (vgl. Yildiz 2012, 4). Durch die Infragestellung einer homogenen Muttersprache als natürliche Grundlage von Identität entstehen hybride Identitäten und Erinnerung wird nicht mehr als abgeschlossener, in einer Sprache fixierter Wissensbestand begriffen (vgl. Battegay 2018, 64). Yildiz versteht unter dem Begriff der Muttersprache eine „verdichtete Erzählung über Ursprung und Identität“ (Yildiz 2012, 12) und positioniert sich entgegen der Vorstellung, man könne nur in der Muttersprache „denken, fühlen und sich ausdrücken“ (Yildiz 2012, 12). Sprachwechsel und Mehrsprachigkeit können „Erinnerungs- und Geschichtsnarrative“ (Yildiz 2012, 12) jenseits nationalstaatlicher Sprachgrenzen sichtbar machen und insbesondere transnational zersplitterte (Familien-)Geschichten, wie die in *Vielleicht Esther*, wiedergeben.

Dieser Ansatz findet sich in Petrowskajas Schreiben auf Deutsch wieder. Dass die Autorin bewusst die „Sicherheit“ einer (einzigen) Muttersprache und damit einer eindeutigen sprachlichen Zugehörigkeit aufgibt, ist ein Akt des Schreibens „beyond the mother tongue“ (Yildiz 2012, 14). Es geht dabei um mehr als ein Schreiben außerhalb der Muttersprache, sondern „über das Konzept der Muttersprache hinaus“ (Yildiz 2012, 14). Die Erzählerin beschreibt das Schreiben auf Deutsch als „Kampf“ (Petrowskaja 2014, 79), wobei das „leicht Gestörte“ (Heimann 2013) zur eigentlichen poetischen Kraft wird, die nationale Geschichtsbilder aufricht und die (jüdische) Geschichte als gemeinsame verhandelt. Gleichzeitig befindet sich die Erzählerin im „Gewühl zwischen den Sprachen“ (Heimann 2013). Die Verwendung anderer Sprachen, aber auch Russisch als tatsächliche Muttersprache, spiegeln den Aspekt des Ursprungs und der Identität wider, nach dem die Erzählerin sucht. Die Mehrsprachigkeit im Werk ist losgelöst von einer homogenen Muttersprache und ermöglicht die transgenerationale Erinnerungsforschung als hybride Identitätsarbeit. Sie erlaubt es der Erzählerin zwischen ihren Identitätsanteilen wie etwa Russin, Deutscher oder Jüdin zu wechseln und damit verschiedene Perspektiven auf die Vergangenheit einzunehmen. Erinnerung entsteht nicht innerhalb einer einzelnen Sprache, sondern entsteht erst im Wechsel und in der Spannung zwischen verschiedenen sprachlichen Räumen.

Ergänzend dazu lässt sich ein Text als „Schauplatz sprachlicher Migration“ (Dembeck 2020, 47) verstehen, auf dem sich nicht nur Menschen, sondern auch Wörter und Strukturen bewegen (vgl. Dembeck 2020, 47). Laut Till Dembeck wandern Wörter als „verba peregrina“ (Dembeck 2020, 48) in einen Text ein. Sie wirken dort zunächst fremd und bringen ihren Herkunftskontext in den neuen sprachlichen Raum ein (vgl. Dembeck 2020, 49). Die „Mehrsprachigkeitsphilologie“ (Dembeck 2020, 47) betrachtet dabei nicht die statistische

Häufigkeit verschiedener Sprachen, sondern sieht jedes „sprachliche Rauschen [als] potentiell signifikant“ (Dembeck 2020, 57) für die Rezeption eines Textes. Dieser Ansatz versteht Erinnerung als Spurensicherung sprachlicher Partikel. Fremdsprachige Wörter wie „cacki“ (Petrowskaja 2014, 76) (Kleinod) oder „Oświęcim“ (Petrowskaja 2014, 58) wandern – wie in Kapitel 4 ausführlicher analysiert – mit ihrem ursprünglichen historischen und emotionalen Kontext in das Deutsche ein und bereichern den Text im Erinnerungskontext um eine Ebene der Vergangenheit. Die Wörter passen sich an ihre neue Umgebung an und erhalten im neuen Sprachraum eine zusätzliche Bedeutung (vgl. Dembeck 2020, 63) als Archivräume der Erinnerung.

Des Weiteren lassen sich Sprachspuren in „manifest und latent“ (Lukas 2024, 14) einteilen. Die manifeste Mehrsprachigkeit steht dabei für sichtbare fremdsprachige Anteile, während die latente Mehrsprachigkeit versteckte strukturelle Anteile beschreibt. Latente Strukturen in *Vielleicht Esther* wie das Durchschimmern russischer Syntax im Deutschen führen zu einer „Entautomatisierung der Sprache“ (Lukas 2024, 10), indem sie die Aufmerksamkeit auf das ‚Rauschen‘ nach Dembeck lenken und irritieren. In dieser Form fordert der Text eine aktive Lektüre von entstehenden Leerstellen im Erinnerungsprozess. Allerdings sind nicht alle sprachlichen Ebenen für jeden Leser gleichermaßen zugänglich. Ein deutscher Muttersprachler, der kein Russisch beherrscht, erkennt kommentarlos nicht unbedingt ein Durchschimmern jener Sprache. Umgekehrt bleiben manifeste Einschübe in ihrer Fremdheit im Text und werden häufig bewusst nicht übersetzt. Auch hier muss sich der Leser aktiv mit der sprachlichen Fremdheit und der möglicherweise dadurch für ihn entstehenden Leerstelle auseinandersetzen. Erinnerung erscheint dadurch als lückenhafter Prozess, der auch unentdeckte, verborgen bleibende Anteile beinhalten kann.

Neben diesen sprachtheoretischen Ansätzen dient die Praxis der „Desintegration“ (Battegay 2018, 64) als Medium des aktiven Widerstands im Erinnerungsprozess des Holocaust. Konkret bedeutet das, den deutschen Blick und dessen Begehren nach einem „Opfer-Juden“ (Battegay 2018, 52) sichtbar zu machen und zu unterlaufen (vgl. Battegay 2018, 52f.). Die Desintegration fördert dadurch die „(jüdische[...]) Selbstermächtigung“ (Battegay 2018, 61) und formt den Erinnerungsprozess nicht als passive Leidensgeschichte, sondern als aktive „Umarbeitung der Zuschreibung[en]“ (Battegay 2018, 54). Das programmatische ‚Vielleicht‘ im Werk verweigert die geforderte Eindeutigkeit einer Holocaust-Chronik (vgl. Battegay 2018, 55). Es ist ein aktiver Widerstand gegen (deutsche) Erwartungen, die oft nach eindeutigen Opfergeschichten verlangen. Zudem ist die Aneignung von Deutsch als „Sprache des Feindes“ zur Erzählung der

eigenen Geschichte ein Akt, um die „Opfer-Täter-Dichotomie“ (Byrnes 2020, 343) aufzubrechen und den Holocaust als gemeinsame Geschichte jenseits nationaler Grenzen zu beleuchten.

Die Mehrsprachigkeit strukturiert und trägt zur Bildung der Erinnerung bei. Sprache als Medium der Migration und des Widerstands formt den Erinnerungsprozess durch bewusste Brüche und Leerstellen zwischen verschiedenen sprachlichen Räumen. Dadurch wird Erinnerung als offener, fragmentarischer und transnationaler Prozess erfahrbar.

3. Die Schreibsprache Deutsch als ambivalentes Erinnerungsinstrument

Wie die theoretischen Ansätze zeigen, entsteht Erinnerung in *Vielleicht Esther* nicht unabhängig von Sprache, sondern wird durch sie konstruiert. Besonders deutlich wird dies an der Wahl der Schreibsprache Deutsch, die im Werk zugleich als Distanzierungsmedium, Erinnerungsinstrument und Widerstandspraxis fungiert. Obwohl es sich dabei nicht um ihre Muttersprache handelt, entscheidet sich Petrowskaja dafür, ihr Werk auf Deutsch zu verfassen. Das Schreiben außerhalb der Muttersprache prägt die poetische Struktur des Textes. Die Entscheidung ist nicht nur biografisch, sondern vor allem ästhetisch motiviert. Petrowskaja schreibt außerhalb ihrer Muttersprache im „Sprachexil“ (Battegay 2018, 62) und bricht damit mit der bereits eingeführten Ideologie einer ‚natürlichen‘ Muttersprache des Postmonolingualismus nach Yildiz. Die Vorstellung einer ‚natürlichen‘ Bindung zwischen Sprache, Identität und Erinnerung (Yildiz 2012, 7) wird somit gezielt unterlaufen. Die Wahl der Schreibsprache Deutsch erzeugt Distanz zwischen Erzählerin und Erinnerung und ermöglicht ihre reflektierte Konstruktion.

Das Deutsche bietet eine Distanz zum traumatischen Stoff und fungiert als eine Art Schutzraum, der eine Verarbeitung des Traumas erlaubt, wo die Herkunftssprachen zu emotional belastet wären (vgl. Battegay 2018, 65). Dennoch beschreibt Petrowskaja das Schreiben auf Deutsch als „Kampf“ (Mende 2020, 165) und „Delirium zwischen den Sprachen“ (Heimann 2013). Die Sprache bleibt von einer Unsicherheit bzw. „Spannung der Unerreichbarkeit“ (Petrowskaja 2014, 78) geprägt. Es handelt sich bei der Wahlsprache Deutsch um ein „literarisches Instrument poetischer Verfremdung“ (Mende 2020, 173), das „vor Routine“ (Petrowskaja 2014, 78) im Umgang mit dem traumatischen Stoff bewahrt. Allerdings bedeutet „die Eroberung der Sprache [...] gleichzeitig eine Neuentdeckung der Welt“ (Byrnes 2020, 340) und stellt somit einen Teil der Identitätsfindung der Erzählerin dar. Die Sprachreflexion des Deutschen spiegelt

das zentrale Motiv des Suchens wider und wie sich die Erzählerin für ihre Recherche in teilweise unbekannte Bereiche der Vergangenheit begeben muss.

Ein zentraler Aspekt ist die Verbindung des Deutschen mit dem Motiv der Stummheit. Die Erzählerin hat das Gefühl, dass sie „das stumme Deutsch lernen [müsse], um sprechen zu können“ (Petrowskaja 2014, 79). Deutsch erscheint also einerseits als Sprache der Stummheit und andererseits wird es zum Medium des Sprechens. Zusätzlich wird die Verbindung zur Stummheit durch die russische und polnische Etymologie von ‚deutsch‘ (russ.: „*nemeckij*“ (Petrowskaja 2014, 79); poln.: *niemiecki*) als mögliche Bezeichnung für Stumme semantisch zusätzlich verstärkt (vgl. Mende 2020, 179). Darüber hinaus gibt es eine Verknüpfung mit der Familientradition als Lehrer für taubstumme Kinder (Petrowskaja 2014, 54). Ebenso versucht die Erzählerin nun, den Stummen eine Sprache zu geben (vgl. Byrnes 2020, 338) und führt auf Deutsch den „Kampf gegen die Stummheit“ (Petrowskaja 2014, 79) fort. Die Erzählerin verbindet familiäre Tradition mit Identitätsfindung im Zuge der Spurensuche (vgl. Battegay 2020, 62), um aus der Stummheit ausbrechen zu können. Stummheit und Sprache gehen dabei ineinander über und Erinnerung wird als Artikulation des Stummen bzw. Unsagbaren erfahrbar gemacht.

Die Verbindung von Sprache und Stummheit ist eng verknüpft mit der historischen Ambivalenz des Deutschen. Einerseits handelt es sich dabei um die „Sprache des Feindes“ (Petrowskaja 2014, 80), die untrennbar mit dem Nationalsozialismus verbunden ist, andererseits gilt der Sprachwechsel ins Deutsche für die Erzählerin als „Befreiung“ (Heimann 2013) oder auch „zweites Leben“ (Petrowskaja 2014, 80). Darin liegt eine bewusste Ambivalenz, da während des Nationalsozialismus Juden zu einem Sprachwechsel gezwungen waren (vgl. Battegay 2018, 62). Das freiwillige Begeben in die Feindsprache ist zum einen ein Akt der jüdischen Selbstermächtigung (vgl. Henze 2024, 178) und zum anderen wendet sich die Erzählerin den Deutschen zu und versucht eine Brücke zu bauen. Im Grunde herrscht eine „Unschuld der deutschen Sprache, auch wenn Worte Gewalt [...] ausüben können“ (Byrnes 2020, 341). Durch die produktiv genutzte Ambivalenz der Sprache gelingt es der Erzählerin, eine „gemeinsame deutsch-jüdische Geschichte zu erzählen und gleichzeitig der Opfer-Täter-Problematik zu entkommen“ (Byrnes 2020, 341).

Diese Auflösung der Dichotomie ist eine weitere wesentliche Funktion der deutschen Sprache. Petrowskaja versteht Deutsch nicht als „Tätersprache“ (Steiner 2014, Min. 24:25). Sie nutzt diese Sprache, um die Opfer-Täter-Dichotomien aufzubrechen und zu verdeutlichen, dass es kein ‚wir‘ und die ‚anderen‘ gibt, sondern der Holocaust und seine Folgen eine gemeinsame

Geschichte darstellen (vgl. Steiner 2014, Min. 34:24-35:18). Das Deutsche dient ihr als Möglichkeit der „Umwertung auf sprachlicher, gesellschaftlicher und historischer Ebene“ (Battegay 2018, 65). Starre Identitätszuschreibungen von außen werden aufgebrochen und die Erzählerin entzieht sich ihrer Opferrolle. Dies entspricht dem Desintegrationskonzept nach Battegay, bei dem feste Zuschreibungen bewusst unterlaufen werden (vgl. Battegay 2018, 52f.). Durch das Deutsche wird das binäre Konzept von Tätern und Opfern destabilisiert und durch eine gemeinsame Geschichte ersetzt.

Trotzdem bleibt Deutsch historisch die „Sprache des Feindes“ (Petrowskaja 2014, 80). Dabei tauchen explizit von Nationalsozialisten geprägte Begriffe auf. Die Verwendung von solchen historisch geprägten Begriffen kann als „innere Mehrsprachigkeit“ (Mende 2020, 181) analysiert werden, in der „unterschiedliche historische Stufen“ (Mende 2020, 181) sichtbar werden. Beispielsweise ist das Wort „Saemtliche“ (Petrowskaja 2014, 185) auf den Wehrmachtsplakaten in Kiew in seiner historischen Schreibweise mit ‚ae‘ statt ‚ä‘ beibehalten und zusätzlich durch Großschreibung in der polnischen Übersetzung markiert (vgl. Mende 2020, 181). Das Wort fungiert als „verb[um] peregrin[um]“ (Dembeck 2020, 48) und ‚stört‘ durch seine Hervorhebung und veraltete Schreibweise den Text. Diese Störung zwingt den Leser zu einer Auseinandersetzung mit der Vergangenheit. Die Täter-Terminologie macht das Ausmaß des Holocaust und die damit verbundene Gewalt sprachlich erfahrbar und schützt die Geschichte vor dem Verschweigen und Vergessen. Gleichzeitig wird Erinnerung dadurch als nicht abschließbarer Prozess dargestellt, da die Vergangenheit mitschwingt.

Deutsch als Wahlsprache für das Werk konstruiert den Erinnerungsprozess bewusst durch Distanz, Stummheit, Irritation und Ambivalenz. Die traumatische Vergangenheit wird kritisch reflektiert und für die Gegenwart lesbar gemacht. Das Deutsche stellt einen Teil der Identität der Erzählerin dar, wobei den Stummen eine Stimme verliehen und gegen die Stummheit anderer gekämpft wird und Täter-Opfer-Dichotomien aufgebrochen werden. Die Geschichte der Suche nach der eigenen Identität und die historische Geschichte werden für den Leser als gemeinsame (europäische) Geschichte erfahrbar.

4. Die Herkunftssprachen als Archive der Erinnerung

Vielleicht Esther ist zwar auf Deutsch verfasst, doch tauchen häufig Begriffe aus anderen Sprachen auf. Während Deutsch insbesondere als Reflexions- und Distanzsprache fungiert, sind Russisch, Polnisch und Englisch als häufigste Sprachen (vgl. Mende 2020, 175) aktive Gestaltungselemente der Erinnerung. Sie können dabei als Archive der Erinnerung verstanden

werden, in denen familiäre Spuren, historische Erfahrungen und Verdrängtes oder Verschwiegenes Wissen gespeichert bleiben. Die fremdsprachigen Bezüge und Einschübe formen die „grenzüberschreitende Familiengeschichte, die sich nicht ausschließlich in einer einzigen Sprache erzählen lässt“ (Byrnes 2020, 336). Jede Sprache speichert unterschiedliche Formen von Nähe, Fremdheit, Schweigen oder Schuld. Russisch speichert familiäre und verdrängte Erinnerungsschichten, Polnisch verweist auf geografische und emotionale Räume der Spurensuche und Englisch verbindet die private Familiengeschichte mit transnationalen Erinnerungsdiskursen. Die Mehrsprachigkeit strukturiert dadurch verschiedene Ebenen transgenerationaler Erinnerung.

4.1 Russisch

Das Russische in *Vielleicht Esther* ist die Muttersprache Petrowskajas und fungiert als Sprache der Familie und Kindheit in Kiew (vgl. Mende 2020, 176). Als Muttersprache bildet es das emotionale Fundament der Geschichte, von dem sich die Erzählerin durch den Wechsel ins Deutsche distanziert (vgl. Heimann 2013). Russische Passagen im Text erscheinen oft „manifest“ (Lukas 2024, 7) in Form von Einzelbegriffen oder metalinguistischen Reflexionen. Es wird häufig kursiv gesetzt oder auch kyrillisch zitiert (vgl. Petrowskaja 2014, 31). In Bezug auf die transgenerationale Erinnerung wirkt das Russische oft als formgebende Struktur unter der deutschen Oberfläche, wie durch „latente“ (Lukas 2024, 7) Strukturen deutlich wird.

Besonders deutlich wird dies an der morphologischen Nähe der Begriffe „strelka, strelochnik, strela, streliat“ (Petrowskaja 28.09.2014, 35). Das Russische *strelka* (Pfeil) verknüpft morphologisch den „Zeiger eines Geräts, de[n] Weichensteller am Bahnhof [und] de[n] Pfeil, der Achilles trifft“ (Petrowskaja 28.09.2014, 35). Die damit einhergehenden Assoziationen von Bewegung, Schuld und Lenkung (vgl. Petrowskaja 28.09.2014, 35) bleiben im Deutschen unsichtbar. Dadurch entsteht eine zusätzliche Bedeutungsebene, die nur in der Herkunftssprache vollständig lesbar wird. Die Relevanz dieses Bedeutungsnetzes wird insbesondere durch den Satz „Vielleicht bin ich [...] *strelotschnik*, ein Weichensteller, und immer ist der Weichensteller schuld, aber nur auf Russisch“ (Petrowskaja 2014, 8) deutlich. Der ‚Weichensteller‘ trägt im Russischen metaphorisch die Schuld. In dieser und anderen Textstellen mit Gleisen wird dadurch noch die Verbindung zu Deportationszügen im Holocaust eröffnet (vgl. Patrut 2021, 64). Damit wird die individuelle Verantwortung und Schuldfrage im Kontext des Holocaust reflektiert. Das Russische archiviert und transportiert dabei eine Bedeutung, die durch den deutschen ‚Weichensteller‘ nicht übertragen werden kann. Wie Erinnerung bleibt auch die sprachliche Struktur nur teilweise zugänglich.

Im Sinne der „postmonolingualen Kondition“ (Yildiz 2012, 5) reflektiert die Erzählerin, wie das Russische als Muttersprache durch die sowjetische Ideologie und das Schweigen über die jüdische Identität geprägt wurde (vgl. Petrowskaja 2014, 30f.). Dies zeigt sich exemplarisch in der semantisch ambigen Abkürzung „EBP:KBAC“ (Petrowskaja 2014, 31) auf dem Kwas-Rezept von Tante Lida (vgl. Petrowskaja 2014, 30f.). Diese Abkürzung gilt als „unschuldige Utopie“ (Petrowskaja 2014, 31), da sie im Russischen sowohl als ‚jüdisch‘, als auch ‚europäisch‘ gelesen werden kann (vgl. Petrowskaja 2014, 31). Diese Ambiguität archiviert das Verschweigen der jüdischen Herkunft in der Sowjetunion. Tante Lida wollte entweder den Zusammenhang von ‚jüdisch‘ und ‚europäisch‘ hervorheben oder das Wort ‚jüdisch‘ nicht aufschreiben, um geschützt zu bleiben (vgl. Petrowskaja 2014, 31). Es findet ein „Verwischen eindeutiger Kategorisierungen und Zuschreibungen“ (vgl. Battegay 2018, 64) durch semantische Unschärfe statt. Auch dies bleibt eine Leerstelle in der Erinnerung, da die konkrete Bedeutung nicht aufgelöst werden kann.

Darüber hinaus erzeugen metalinguistische Reflexionen des Russischen eine Verfremdung des Deutschen. Das zwingt den Leser zu einer aktiven Lektüre und Auseinandersetzung mit der Sprachlichkeit. So wird etwa die Redewendung ‚nicht alle Tassen im Schrank haben‘ reflektiert, die auf Russisch wortwörtlich „hast du nicht alle zu Hause“ (Petrowskaja 2014, 21) bedeutet und die Erzählerin an ihre Großmütter und die Angst vor dem Verlust derer denken lässt (vgl. Petrowskaja 2014, 21). Dieser Ausdruck archiviert also ein Gefühl der Entfremdung und des Verlusts. Die Angst vor dem ‚nicht alle‘ spiegelt die Lücken in der Familiengeschichte wider. Auf ähnliche Weise wird der Begriff „nemeckij“ (Petrowskaja 2014, 79) etymologisch aufgearbeitet. Deutsch ist auf Russisch die Sprache der Stummen (vgl. Petrowskaja 2014, 79). Dies hebt den Aspekt des (Ver-)Schweigens erneut hervor und verweist auf die Leerstellen der Familiengeschichte.

Das Russische fungiert als familiäre Sprache verborgener Erinnerung, in der sich Schuld, Verlust und Schweigen manifestieren. Durch „latente [und] manifeste Mehrsprachigkeit“ (Lukas 2024, 7) speichert der Text Bedeutungsschichten, die nur teilweise im Deutschen sichtbar werden und dadurch die Fragmentierung transgenerationaler Erinnerung erfahrbar machen.

4.2 Polnisch

Während das Russische vor allem familiäre und verborgene Erinnerungsschichten speichert, stellt das Polnische primär die Sprache der Spurensuche dar. Polnisch ist die Sprache der

Vorfahren der Erzählerin mütterlicherseits und verweist auf die geografischen Räume der Familiengeschichte. Trotz der familiären Nähe scheint ihr „die polnische Sprache [...] dabei nah und fremd zugleich“ (Mende 2020, 176), wodurch ein Spannungsverhältnis zwischen Zugehörigkeit und Distanz entsteht.

Besonders deutlich wird diese Funktion an den Ortsnamen, die der Erzählerin bei ihrer Recherche begegnen wie „Kraków“ (Petrowskaja 2014, 26), „Kalisz“ (Petrowskaja 2014, 128) oder „Oświęcim“ (Petrowskaja 2014, 58). Hierbei markieren die polnischen Begriffe „die geografischen Verhältnisse der fremden Familiengeschichte, die recherchiert werden muss“ (Mende 2020, 177) und lösen durch ihre „manifeste“ (Lukas 2024, 7) Schreibweise einen Effekt der Verfremdung aus (vgl. Mende 2020, 177). Eine solche Verfremdung geschieht insbesondere durch den Ortsnamen „Oświęcim“ (Petrowskaja 2014, 58) statt des deutschen ‚Auschwitz‘. Petrowskaja begründet ihre Entscheidung folgendermaßen: „es [ist] für uns ein anderer Ort [...] und [...] man [benutzt] das deutsche Wort zu oft und ohne Scheu“ (Petrowskaja 28.09.2014, 35). Es handelt sich um einen Akt der „Entautomatisierung“ (Lukas 2024, 10), die insbesondere die deutsche Erinnerung ins Gedächtnis ruft. Die Leserschaft nimmt den Ort jenseits routinierter deutscher Begriffe neu wahr und kann die Vergangenheit nicht totschrweigen. Die sprachliche Fremdheit wirkt routinierten Erinnerungsmustern entgegen.

Einzelne polnische Wörter fungieren als sprachliche Überreste familiärer Vergangenheit. Der Begriff „cacki“ (Petrowskaja 2014, 76) („Kleinod“ (Petrowskaja 2014, 76)) ist eines der letzten überlebenden Sprachpartikel der Großmutter Rosa, an das sich die Erzählerin erinnert (vgl. Petrowskaja 2014, S. 76). Als „verb[um] perigrin[um]“ (Dembeck 2020, 48) wandert das Wort in den Text ein und behält seinen „fremden Akzent“ (Dembeck 2020, 57) als Überbleibsel einer vergangenen Geschichte. An anderen Passagen wird keine Übersetzung angeboten wie etwa zum fotografierten Graffiti „*pamietasz?*“ (Petrowskaja 2014, 110) („erinnerst du dich?“ (Mende 2020, 178)). Der Leser muss sich an dieser Stelle auf die sprachliche Fremdheit und das Nicht-Wissen einlassen, ähnlich wie die Erzählerin die Lücken ihres Nicht-Wissens durch ihre Recherche zu schließen versucht.

Zugleich wird Polen als emotionaler Erinnerungsraum der Familiengeschichte konstruiert. Schließlich ist ein wichtiger Punkt der Familiengeschichte der Lehrer einer Schule für Taubstumme in Polen (vgl. Petrowskaja 2014, 54). Besonders die Stadt „Kalisz“ (Petrowskaja 2014, 128), in der der Urgroßvater der Erzählerin gelebt haben soll (vgl. Petrowskaja 2014, 128), fungiert als Projektionsfläche der Suche nach familiären Ursprüngen. Die Erzählerin reflektiert über die „Etymologie“ (Byrnes 2020, 334) des Ortsnamens aus dem Keltischen als

„Quelle oder Ursprung“ (Petrowskaja 2014, 128) oder aus dem slawischen als „Sumpf und Moor“ (Petrowskaja 2014, 128). Diese Uneindeutigkeit spiegelt die Unsicherheit in ihrer Recherche wider. Sie kämpft sich durch einen ‚Sumpf‘, um dem Ursprung der Familie näher zu kommen, was ihr in dieser Stadt nur bedingt gelingt. Erinnerung muss mühsam erschlossen werden, doch kann die Herkunft nie vollständig rekonstruiert werden.

Die Verwendung der polnischen Ortsnamen drückt die Beziehung der Erzählerin zu diesen Orten als emotional familiären Orten aus und ihre historische oder etymologische Aufarbeitung verdeutlicht diese starke Verbindung. Auch wenn die Erzählerin in Kalisz nicht die erwünschte Menge an Informationen erhält, stößt sie auf etwas anderes. Auf den Straßen entdeckt sie jüdische Grabsteine, die als Pflastersteine missbraucht wurden und größtenteils umgekehrt eingelassen wurden, damit man die hebräischen Buchstaben auf ihnen nicht sieht (vgl. Petrowskaja 2014, 134f.). Es handelt sich dabei um eine „unausweichliche Wiederkehr des Verdrängten“ (Lizarazu 2020, 267) und zeigt das aktive Verschweigen der jüdischen Geschichte in Polen, gegen das die Erzählerin ankämpft. Die Recherche der Erzählerin durchbricht dieses Schweigen und macht verdrängte Erinnerung erneut sichtbar.

Allerdings zeichnet sie im Allgemeinen ein positives Bild von Polen als emotionaler Herkunftsort und Sehnsuchtsort ihrer Kindheit. Sie bezeichnet das Land als „[ihr] schönes Polen“ (Petrowskaja 2014, 89) und verbindet es besonders im „Kontext der sozialistischen Nachbarschaftsverhältnisse“ (Mende 2020, 176) mit Nähe und Vertrautheit. Dennoch bleibt das Verhältnis ambivalent. Einerseits ist die Erzählerin stolz auf ihre polnische Herkunft (vgl. Petrowskaja 2014, 91) und fühlt sich andererseits schuldig für die sowjetische Vergangenheit des Landes (vgl. Petrowskaja 2014, 92). Das „Spannungsverhältnis zwischen Nähe und Fremde“ (Mende 2020, 178) bei der Konfrontation mit dem Polnischen (vgl. Mende 2020, 178) prägt seine Funktion im Text. Die Sprache ist Teil ihrer Familiengeschichte, doch ist sie für die Erzählerin nicht vollständig zugänglich. Das Polnische bleibt ein Zwischenraum fragmentierter Zugehörigkeit. Die Sprache bewahrt emotionale Nähe zur Vergangenheit und macht gleichzeitig klar, dass Vergangenheit nur fragmentarisch rekonstruiert werden kann.

Das Polnische steht für die Familiensprache der Vergangenheit und dient der Erzählerin dazu, familiäre Überreste zu sammeln und speichern und sich gegen das Vergessen und Verschweigen der Vergangenheit zu wehren. Gleichzeitig deckt es das Schweigen über die jüdische und sowjetische Vergangenheit in Polen auf. Die transgenerationale Erinnerung wird aufrechterhalten und die ambivalente Beziehung der Erzählerin zu Polnisch als Sprache ähnelt der Unsicherheit und Ambivalenz in ihrer Spurensuche.

4.3 Englisch

Englisch in *Vielleicht Esther* dient in erster Linie als Brückensprache. Sie verbindet die private Spurensuche der Erzählerin mit der globalisierten Welt und dem internationalen Holocaust-Diskurs (vgl. Mende 2020, 179). Im Gegensatz zu den emotional besetzten Familiensprachen Russisch und Polnisch, die vor allem familiäre und historisch-geografische Erinnerungsschichten speichern, übernimmt Englisch eine distanzierte, sachliche und dokumentarische Funktion. Dadurch überschreitet Erinnerung den familiären Raum und wird als international vernetzter Prozess erfahrbar.

Dies zeigt sich insbesondere an englischen Begriffen wie die Kapitelüberschriften „Family Heritage“ (Petrowskaja 2014, 106) oder „Life Records“ (Petrowskaja 2014, 118) oder allgemeinen Begriffen der Holocaust-Forschung in Datenbanken wie „Death Records“ (Petrowskaja 2014, 118) oder „Jewish Genealogy & Family Heritage“ (Petrowskaja 2014, 106). Anders als die Familiensprachen verweist Englisch nicht auf Emotion und Herkunft, sondern auf distanziert neutrales Wissen. Wo das familiäre Gedächtnis Leerstellen aufweist oder das sowjetische Archiv die Wahrheit verschweigt (vgl. Petrowskaja 2014, 148f.), dient Englisch als distanzierte Quelle der historischen Wahrheit und Rekonstruktion. Erinnerung entsteht dadurch nicht mehr nur durch familiäre Überlieferung, sondern zunehmend in digitalen und internationalen Archivsystemen.

Als „verba peregrina“ (Dembeck 2020, 48) transportieren die englischen Begriffe ihren bürokratischen Herkunftskontext. Englisch speichert Fakten in einer für die Erzählerin erschütternden „Endgültigkeit“ (Petrowskaja 2014, 118), die sich von den emotional aufgeladenen familiären Erinnerungen unterscheidet. Die Erzählerin bewegt sich bei ihrer Suche zwischen „den alten Schriften und im Internet“ (Petrowskaja 2014, 51), wodurch die private Identitätskonstruktion mit einem globalen Netzwerk verknüpft wird. Der Erinnerungsprozess wird in größere historische Kontexte eingebettet und zeigt auf, dass die Holocaust-Geschichte eine gemeinsame Geschichte darstellt, die für alle zugänglich ist und alle etwas angeht. Die familiäre Vergangenheit erscheint unabgeschlossen als Teil eines kollektiven und transnationalen Gedächtnisraums.

Gleichzeitig eröffnen Online-Recherche und damit verbundene globale Netzwerke wie „Facebook“ (Petrowskaja 2014, 84), „Google“ (Petrowskaja 2014, 7) oder „Ebay“ (Petrowskaja 2014, 108) neue Formen der Erinnerung. Solche Plattformen ermöglichen Verbindungen zwischen Menschen und Spuren, die sonst vielleicht verborgen geblieben wären (vgl. Patrut

2021, 66). Die Recherche im transnationalen Raum macht die Vergangenheit des Holocaust als global vernetzten Prozess sichtbar. Erinnerung entsteht als Netzwerk transnationaler Verbindungen, in dem sich ständig neue Verknüpfungen entwickeln und freigelegt werden. Die gewonnenen Erkenntnisse helfen der Erzählerin weiter, indem die entstehenden Verbindungen zu anderen Menschen und neuen Informationen zum Füllen der Leerstellen beitragen (vgl. Patrut 2021, 66f.).

Darüber hinaus ist Englisch häufig auch die Kommunikationssprache zwischen Erzählerin und den Menschen, denen sie auf ihrer Reise begegnet (vgl. Mende 2020, 179). In der unübersetzten Form in Dialogen tritt das Englische als „manifeste Mehrsprachigkeit“ (Lukas 2024, 7) auf wie bereits zu Beginn der Geschichte bei der Begegnung mit einem Amerikaner jüdischer Herkunft am Berliner Hauptbahnhof (vgl. Petrowskaja 2014, 8-11). Die Unterhaltung der beiden über den Schriftzug „Bombardier“ (Petrowskaja 2014, 7) und die damit verbundene Assoziationen des Krieges (Petrowskaja 2014, 8f.) verbindet sie trotz unterschiedlicher nationaler Herkunft. Englisch fungiert dabei als Brückensprache in einem transnationalen Raum und rahmt jüdische Erinnerung als transnational vernetzte Erfahrung (Patrut 2021, 65). Diese Szene lässt sich im Sinne der „Desintegration“ (Battegay 2018, 64) lesen, da es jüdische Identität jenseits der klassischen ‚Opfergemeinschaft‘ in einem globalen, modernen Kontext verortet.

Englisch stellt im Werk die Sprache digitalisierter und globalisierter Erinnerung dar. Während Russisch und Polnisch vor allem familiär und emotional geprägt sind, eröffnet Englisch transnationale Netzwerke, in denen die private Spurensuche mit globalen Erinnerungsdiskursen verbunden wird. Die transgenerationale Erinnerung wird als offener, grenzüberschreitender Prozess dargestellt, der auch jenseits der Grenzen der Familiengeschichte stattfindet und in der Bewegung zwischen verschiedenen Sprach- und Kulturräumen entsteht.

5. Mehrsprachigkeit und Literaturbetrieb

Petrowskajas Werk ist Teil des sogenannten „Eastern Turn“ (Hausbacher 2020, 109) der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, durch den osteuropäische Perspektiven zunehmend vom Rand ins Zentrum des deutschen Buchmarktes rücken (vgl. Hausbacher 2020, 109). Es handelt sich um einen „Transformationsprozess“ (Patrut 2021, 57), bei dem AutorInnen aus Osteuropa durch ihr Schreiben auf Deutsch einen neuen „Gedächtnis- und Erfahrungsraum“ (Hausbacher 2020, 110) einbringen. Dabei verschmilzt die transkulturelle Literatur zunehmend mit dem nationalen Kanon (vgl. Hausbacher 2020, 109). *Vielleicht Esther* stellt ebenfalls einen Teil dieser Literatur dar und handelt aus einer „neuen, transnationalen, europäischen

Perspektive“ (Patrut 2021, 62) heraus von einer „Spurensuche nach europäischen Vernetzungen“ (Patrut 2021, 62) und Identität. Im Werk fungiert die Mehrsprachigkeit insbesondere als Erkenntnisinstrument, um die osteuropäische und jüdische Geschichte als „Teil der europäischen Geschichte“ (Gordinski 2020, 65) zu positionieren und somit als gemeinsame Geschichte erfahrbar zu machen. Erinnerung stellt keinen national gebundenen Prozess dar, sondern einen transnationalen, der „in der Spannung der Sprachen“ (Petrowskaja 28.09.2014, 35) entsteht.

Wie bereits erläutert, erfüllt die Schreibsprache Deutsch ambivalente Funktionen in Bezug auf den transgenerationalen Erinnerungsprozess. Allerdings entsteht durch das Schreiben außerhalb der Muttersprache ein bereits übersetzter Text ohne Original (Petrowskaja 28.09.2014, 35). Der eigentliche Urtext hätte auf oder mit Russisch geschrieben werden müssen und existiert dementsprechend nicht (vgl. Petrowskaja 28.09.2014, 35). Dieser Umstand wird auch in der Geschichte reflektiert. „Am Anfang meiner Familiengeschichte stand eine Übersetzung“ (Petrowskaja 2014, 52), stellt die Erzählerin fest, als sie einen verschollenen jiddischen Zeitungsartikel ihres Vorfahren sucht, der über Generationen in verschiedenen Sprachen durch ihre Familie gewandert ist (vgl. Petrowskaja 2014, 52f.). Ähnlich wie das Werk selbst, gründen auch Teile der familiären Vergangenheit „in einer fragwürdigen Übersetzung ohne ein Original“ (Petrowskaja 2014, 52). Der eigentliche ‚Urtext‘ der Familie fehlt, es handelt sich um eine der vielen Leerstellen, denen sich die Erzählerin annähern muss. Erinnerung wird nicht als lineare Geschichte weitergegeben, sondern stellt einen ständigen Prozess des Rekonstruierens und ‚Übersetzens‘ der Vergangenheit dar. Petrowskajas Schreiben auf Deutsch kann vor diesem Hintergrund als „Metapher der inneren Übersetzung oder als (Selbst-)Übersetzung ohne Original“ (Mende 2020, 165) verstanden werden.

Allerdings stellt sich die Frage, inwiefern ein solcher mehrsprachiger Text übersetzt werden kann, der ‚bereits übersetzt‘ vorliegt und gleichzeitig zahlreiche fremdsprachige Einschübe besitzt. In der Übersetzungswerkstatt zu *Vielleicht Esther* stellten sich die Übersetzenden der Herausforderung, den Stil, Sinn und Inhalt in weiteren Sprachen beizubehalten. Übersetzungen bieten neue Möglichkeiten, doch häufig gehen auch Nuancen aus dem Ursprungstext verloren (vgl. Petrowskaja 28.09.2014, 35). Ein Beispiel hierfür ist das russische „*strelka*“ (Petrowskaja 28.09.2014, 35) (Pfeil), das durch seine Wortwurzel mit den anderen Begriffen „*streltechnik*, *strela*, *streliať*“ (Petrowskaja 28.09.2014, 35) morphologisch verknüpft ist und dadurch einen eigenen Sinn erschafft (vgl. Petrowskaja 28.09.2014, 35). Dieses (Bedeutungs-)Netz geht in der Übersetzung in anderen Sprachen häufig verloren (vgl. Petrowskaja 28.09.2014, 35).

Also bleiben nicht alle Bedeutungsgeschichten übertragbar. Daher mussten sich die Übersetzenden durch die Frage „Klang oder Sinn?“ (Petrowskaja 28.09.2014, 35) immer wieder neu entscheiden, ob den klanglichen Assoziationen und etymologischen Wurzeln oder dem reinen Inhalt der Wörter mehr Bedeutung zugeschrieben werden soll. Wo wirkt der Text eventuell fremd durch Satzstruktur, (Fremd-)Wörter etc., wo soll Fremdheit verstärkt oder gar aufgelöst werden? Da jede Zielsprache auf ihre eigenen grammatischen Regeln, Sprachgebrauch und kulturellen Hintergrund Rücksicht nimmt (vgl. Petrowskaja 28.09.2014, 35), wird jede Übersetzung notwendigerweise zu einer Neuinterpretation des Textes, in der bewusst oder unbewusst der Fokus der Geschichte verschoben wird.

Eine solche Perspektivverschiebung geschieht beispielsweise in der polnischen Übersetzung *Może Estera*. In ihr geht die Spannung der Reflexion des „Schreiben auf Deutsch über den Holocaust aus der Perspektive einer Nachgeborenen“ (Mende 2020, 185) verloren. Stattdessen wird durch das Polnische die polnisch-jüdische Familienherkunft gestärkt (vgl. Mende 2020, 185). Die Übersetzung markiert Begriffe, die in der Deutschen Fassung auf Polnisch stehen, häufig kursiv (vgl. Mende 2020, 183) und übernimmt historisch-nationalsozialistisch geprägte Begriffe (vgl. Mende 2020, 180) wie „Wehrmacht, Reichstag [und] judenfrei“ (Mende 2020, 184) auf Deutsch. Dadurch wird Deutsch als ‚Sprache des Feindes‘ bzw. als ‚Sprache des Nationalsozialismus‘ (Mende 2020, 180) deutlicher markiert als in der deutschen Fassung, wobei allerdings die historische Mehrschichtigkeit der deutschen Sprache nicht hinreichend übertragen wird (vgl. Mende 2020, 181). Gleichzeitig entsteht eine neue Spannung zwischen „Deutsch als historischem Zitat in Bezug auf die NS-Zeit und der polnischen Sprache als Sprache der Opfer“ (Mende 2020, 185). Dadurch rückt die transgenerationale Erinnerung polnischer Juden an den Holocaust in den Vordergrund (vgl. Mende 2020, 185), während in der deutschen Fassung der Fokus auf dem „Zusammenhang von Migration und Erinnerung“ (Mende 2020, 172) liegt. Folglich formt Mehrsprachigkeit den Erinnerungsprozess nicht nur innerhalb des Textes, sondern auch in seiner Rezeption in unterschiedlichen Sprach- und Kulturräumen.

Im Literaturbetrieb wird *Vielleicht Esther* durch mehrsprachige Übersetzungen neu geformt. Ebenso ist transgenerationale Erinnerung kein abgeschlossener Prozess. Sie wird ständig transformiert und konstituiert, indem Leerstellen gefunden und übersetzt werden. Durch Petrowskajas Werk und AutorInnen des Eastern Turn werden Diskurse geöffnet und eine gemeinsame Geschichte verhandelt, die den (deutschen) Gedächtnisraum erweitert und transnational Erinnerungskulturen unterstützt. Gleichzeitig stellt die Mehrsprachigkeit eine

Herausforderung für Übersetzende dar. Jede Übersetzung gibt eine neue Perspektive auf den Text und rekonstruiert ihn neu, da er nicht vollständig übertragbar ist. Auf diese Weise wird Erinnerung nicht vereinheitlicht, sondern in ihrer Vielschichtigkeit erhalten und weitergegeben.

6. Fazit

Die literarische Mehrsprachigkeit in *Vielleicht Esther* ist grundlegend für die Struktur der transgenerationalen Erinnerung. Da die Familiengeschichte der Erzählerin von Migration, Holocaust und Schweigen geprägt ist, lässt sich Erinnerung nicht als lineare, einsprachige Erzählung rekonstruieren. Sie entsteht erst in den Spannungen zwischen verschiedenen Sprachräumen und bleibt lückenhaft wie die Vergangenheit der Familie. Die Wahl der Schreibsprache Deutsch macht deutlich, dass Sprache zugleich Distanzierungsmedium, Erinnerungsinstrument und Mittel der Selbstermächtigung sein kann. Indem Petrowskaja durch die Sprachwahl eine zugeschriebene Opferrolle unterläuft, eröffnet sich eine transnationale Perspektive auf die Geschichte des Holocaust.

Die verschiedenen Herkunftssprachen übernehmen unterschiedliche Erinnerungsfunktionen. Russisch fungiert als Speicher familiärer und verdrängter Erinnerung, Polnisch als Sprache der Spurensuche und Englisch als Medium der Vernetzung und Archivierung. Sprache wird dadurch selbst zum Erinnerungsraum. Die Mehrsprachigkeit im Werk erzeugt durch die fremdsprachigen Einschübe Leerstellen, Irritationen und Verfremdungen, die den Erinnerungsprozess erlebbar machen. Die Vergangenheit erscheint nicht als abgeschlossene Erzählung, sondern als fragmentarischer, niemals vollständig rekonstruierbarer Prozess. Außerdem prägt Mehrsprachigkeit den Erinnerungsprozess darüber hinaus durch Übersetzungen. Sie eröffnen neue Erinnerungsperspektiven und verschieben Bedeutungsstrukturen, wodurch Erinnerungskultur als transnationaler und dynamischer Prozess sichtbar wird. *Vielleicht Esther* entwirft durch die Mehrsprachigkeit Erinnerung nicht als abgeschlossene nationale oder private Erzählung, sondern als offenen, fragmentarischen und transnationalen Erinnerungsraum.

Besonders die sprachlichen Zwischenräume und die Spannung darin machen sichtbar, dass Erinnerung nicht trotz sprachlicher Brüche entsteht, sondern erst in ihnen Ausdruck findet. Die Geschichte des Holocaust und seine Folgen sind eine gemeinsame europäische Erinnerung, die nur durch produktive Vielstimmigkeit umfänglich erzählt und erfahrbar gemacht werden kann.

Hausarbeit im Rahmen des Seminars „Neu aus dem Osten: Literarische Neuerscheinungen aus Ost-, Südost- und Mitteleuropa und der deutsche Literaturmarkt (Verlage, Übersetzungen, Literaturhäuser)“ unter der Leitung von Prof. Dr. Schamma Schahadat.

Empfohlene Zitierweise:

Linda Bettina Ehnis: Literarische Mehrsprachigkeit in Katja Petrowskajas Vielleicht Esther als Instrument transgenerationaler Erinnerung. In: Laboratorium. Studentische Arbeiten des Slavischen Seminars der Universität Tübingen [Juni 2026]. URL: XXX. Datum des Zugriffs: XXX.

7. Literaturverzeichnis

- Battegay, Sylvia (2018): *Sprache der Stummen. Katja Petrowskajas ‚Vielleicht Esther‘ als literarische Praxis der Desintegration*. In: Alfred Bodenheimer & Vivian Liska (Hrsg.): Yearbook for European Jewish Literature Studies/Jahrbuch für europäisch-jüdische Literaturstudien, Band 5. Berlin/Boston, S. 51-66.
- Byrnes (Galway), Deirdre (2020): „Ich hatte das Glück, mich in der Kluft der Sprachen [...] zu bewegen“: Formen und Funktionen der literarischen Mehrsprachigkeit in Katja Petrowskajas ‚Vielleicht Esther‘. In: Barbara Siller & Sandra Vlasta (Hrsg.): Literarische (Mehr)Sprachreflexionen. Wien, S. 324-345.
- Dembeck, Till (2020): *Mehrsprachigkeit als Migration. Wie Sprachen in Texte einwandern*. In: Matthias Aumüller & Weertje Wilms (Hrsg.): Migration und Gegenwartsliteratur: Der Beitrag von Autorinnen und Autoren osteuropäischer Herkunft zur literarischen Kultur im deutschsprachigen Raum. Kulturtransfer und ‚kulturelle Identität‘, Band 5. Leiden, S. 47-69.
- Gordinski, Natasha (2020): *Den Ort erzählen: Babij Jar in dem Roman ‚Vielleicht Esther‘ von Katja Petrowskaja*. In: Kerstin Schoor et. al. (Hrsg.): Blondzhende Stern. Jüdische Schriftstellerinnen und Schriftsteller aus der Ukraine als Grenzgänger zwischen den Kulturen in Ost und West. Göttingen, S. 64-78.
- Hausbacher, Eva (2020): *Sprache – Identität – Erinnerung. Olga Martynovas transkulturelles Schreiben*. In: Matthias Aumüller & Weertje Wilms (Hrsg.): Migration und Gegenwartsliteratur: Der Beitrag von Autorinnen und Autoren osteuropäischer Herkunft zur literarischen Kultur im deutschsprachigen Raum. Kulturtransfer und ‚kulturelle Identität‘, Band 5. Leiden, S. 109-129.
- Heimann, Holger (2013): *Die deutsche Sprache kam einer Befreiung gleich*. Interview mit Katja Petrowskaja. In: Die Welt, 08.07.2013. <https://www.welt.de/kultur/literarischewelt/article117810166/Die-deutsche-Sprache-kam-einer-Befreiung-gleich.html> (zuletzt aufgerufen am: 12.05.2026)
- Henze, Caren Bea (2024): *Postmemoriale Gegenwartsliteratur als Aushandlungsort transnationaler Erbschaften und multidirektionaler Erinnerungspraxis – Assia Djebars ‚Les Nuits de Strasbourg‘ (1997) und Katja Petrowskajas ‚Vielleicht Esther‘ (2014)*. In: Carsten Gansel & Thomas Möbius (Hrsg.): Literarische Formen des Erinnerns. Die

deutschsprachige Gegenwartsliteratur zwischen Aufstörung und Stabilisierung. Berlin/Boston, S. 177-200.

Lizarazu, Maria Roca (2020): *Liaisons Dangereuses: Nachbarn, (Mit-)Täter und ‚implicated subjects‘ in Katja Petrowskajas ‚Vielleicht Esther‘*. In: Eva Binder et. al. (Hrsg.): *Opfernarrative in transnationalen Kontexten. Medien und kulturelle Erinnerung*, Band 3. Berlin/Boston, S. 259-280.

Lukas, Katarzyna (2024): *Mehrsprachigkeit: linguistische, literatur- und translationswissenschaftliche Zugänge*. In: *Studia Germanica Gedanensia*, Nr. 50/51. Danzig, S. 7-19. <https://doi.org/10.26881/sgg.2024.50.51.01> (zuletzt aufgerufen am: 12.05.2026)

Mende, Jana-Katharina (2020): *Polnisch-deutsche Mehrsprachigkeiten. Die polnische Übersetzung und Rezeption von Katja Petrowskajas/Katia Petrowskas ‚Vielleicht Esther‘/‚Może Estera‘*. In: Matthias Aumüller & Weertje Wilms (Hrsg.): *Migration und Gegenwartsliteratur: Der Beitrag von Autorinnen und Autoren osteuropäischer Herkunft zur literarischen Kultur im deutschsprachigen Raum. Kulturtransfer und ‚kulturelle Identität‘*, Band 5. Leiden, S. 163-187.

Patrut, Iulia-Karin (2021): *Alte Grenzziehungen – neue Ähnlichkeitsbeziehungen. Katja Petrowskajas ‚Vielleicht Esther‘ und die Neuvermessung der deutschen Literatur in Europa*. In: Axel Dunker & Julian Osthues (Hrsg.): *Migrationsvordergrund – Provinzhintergrund*. Amsterdam, S. 57–75.

Petrowskaja, Katja (2014): *Vielleicht Esther*. Geschichten. Erste Auflage. Berlin 2014.

Petrowskaja, Katja (2014): *Die aufflatternde Dankbarkeit der Wörter. Wie ich, gemeinsam mit zahlreichen Übersetzern aus aller Welt, versuchte, das fremde Deutsch meines Romans ‚Vielleicht Esther‘ in alle anderen Sprachen zu verwandeln*. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, N. 13/2014. 28.09.2014. S. 35.

Steiner, Nicola (2014): *‚Vielleicht Esther‘ von Katja Petrowskaja*. Radiointerview. Gesendet am 20.04.2014. <https://www.srf.ch/audio/52-beste-buecher/vielleicht-esther-von-katja-petrowskaja?id=00d7e191-3cf4-4e92-b569-e2a62b073a4a> (zuletzt aufgerufen am: 12.05.2026)

Yildiz, Yasemin (2012): *Beyond the Mother Tongue. The Postmonolingual Condition*. New York.